



Blickpunkt

STREIFLICHTER ZUR STADTGESCHICHTE VON WETZLAR

ERGEBNISSE DER ARCHÄOLOGISCHEN AUSGRABUNGEN IN DER GOETHESTRASSE

Jens Köhler, Sandra Sosnowski

Ein Großbauprojekt wie die Errichtung eines Parkhauses mitten im Stadtkern einer für ihre historische Altstadt weitbekanntesten Stadt wie Wetzlar stellt für alle Beteiligten eine besondere Herausforderung dar. Denn obwohl archäologische Befunde aus dem Altstadtzentrum bislang rar waren, ließ die schriftlich belegte Geschichte der Stadtentwicklung auf ein reiches archäologisches Quellengut schließen. Diese Vermutung bewahrheitete sich bei den mehrjährigen Grabungen durch die hessenARCHÄOLOGIE auf eindrucksvolle Weise.

ÄLTESTE BESIEDLUNGSSPUREN IN DER ALTSTADT

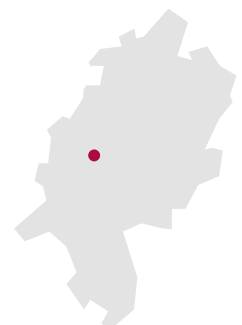
Da das vonseiten der Stadt geplante Vorhaben frühzeitig an die hessenARCHÄOLOGIE herangetragen wurde, erlaubte dies, auf die Bedeutung und den zu erwartenden Umfang der notwendig werdenden archäologischen Ausgrabungen im Vorfeld hinzuweisen. So fanden ab Dezember 2019 bis Oktober 2021 Untersuchungen auf dem nachweislich seit dem 18. Jahrhundert weitgehend unbebauten, circa 2.600 m² umfassenden Gelände der ehemaligen Kindertagesstätte »Marienheim« statt (Abb. 1). Im Rahmen der Arbeiten wurde erstmals ein umfangreiches Spektrum an archäologischen Befunden im Stadtkern dokumentiert (Abb. 2 u. 3). Diese zeichnen eindrucksvoll die historisch bezeugte Stadtentwicklung nach und bereichern das Wissen um neue Aspekte beginnend mit dem Nachweis einer vorge-

schichtlichen Besiedlung über den facettenreichen Ausbau der Stadt bis hin zu einer bis dahin unbekanntesten neuzeitlichen Bebauung. Die exponierte Lage des Areals der heutigen Wetzlarer Altstadt auf einem Geländesporn bot offensichtlich bereits während der Bronzezeit reichlich Anreiz für eine Ansiedlung. Aufgrund der starken Überprägung durch die im Mittelalter einsetzende intensive Bebauung waren diese Siedlungshinterlassenschaften jedoch nur noch marginal feststellbar.

Erste archäologische Spuren, die mit der Gründungsphase der Stadt verbunden werden können, traten im Bereich der westlichen Grabungsfläche zutage. Einige, auf den ersten Blick unscheinbare Erdverfärbungen kamen südlich der staufischen Stadtmauer zum Vorschein (Abb. 3). Unter einer teilweise bis zu 50 cm mächtigen Hangschüttung, einem stark schluffigen Kolluvium, befanden sich einige einfache Gruben und Pfostengruben. Zu diesen Befunden trat ein ausschnittsweise erhaltenes Wandgräbchen von noch etwa 9 m Länge. Für sieben Pfostengruben ergab sich ein struktureller Zusammenhang, der es erlaubte, aus diesen den Grundriss eines einfachen Ständerbaus von 8 m Länge bei einer Breite von 5 m zu rekonstruieren. Damit liegt im Bereich des dort befindlichen Hügels der Nachweis einer frühmittelalterlichen Ansiedlung vor. Bei den spärlichen Funden aus diesen Befunden handelt es sich um zerscherbte Gefäße aus gelb- bis weißtoniger Drehscheibenware. Bei den Randformen dominieren scharf umgelegte Ränder, die in

Abb. 1: Staufische Gebäude

Blick auf die Fundamente der Gebäude II und III. Im Hintergrund der ausgeräumte Fundamentgraben der Stadtmauer
Foto: J. Köhler



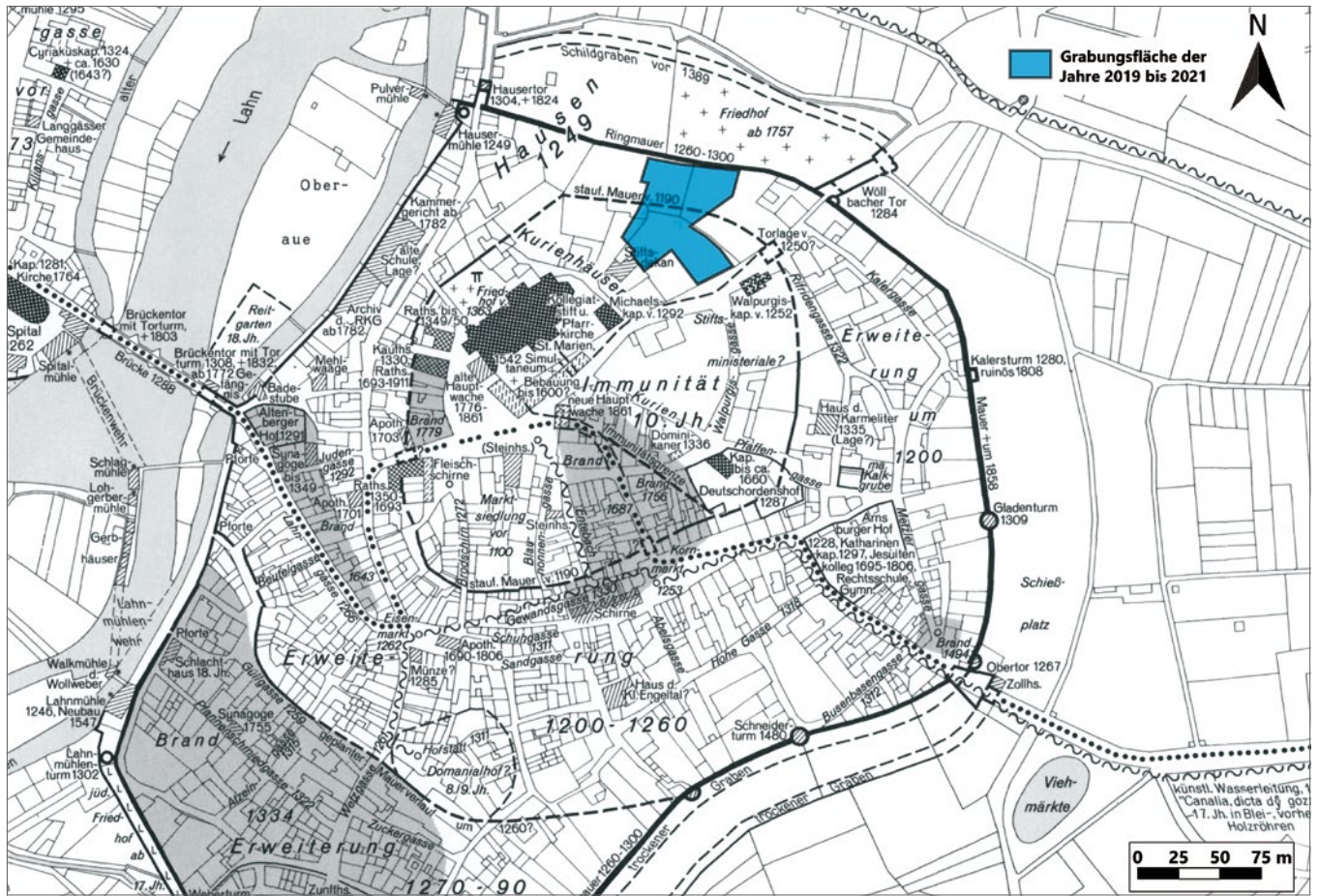
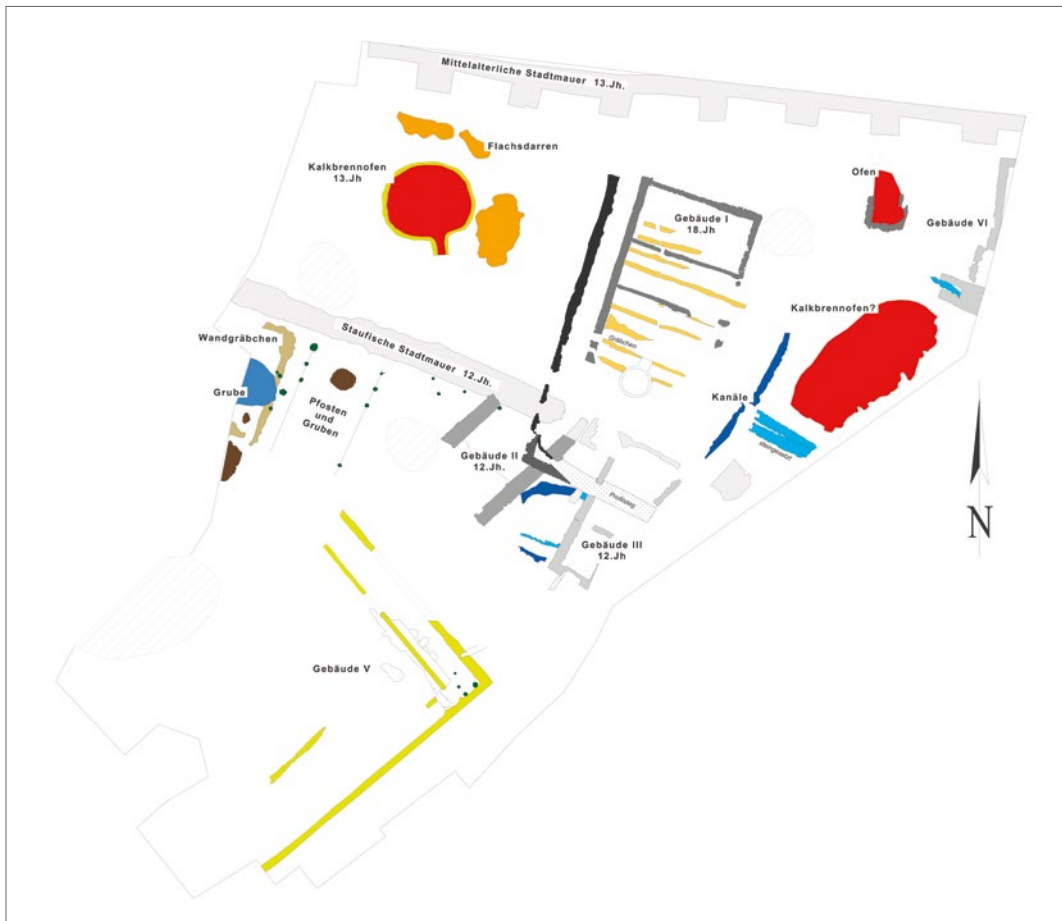


Abb. 2:
Stadtentwicklung
 Karte der Stadtentwicklung von Wetzlar mit den beiden Stadtmauerringen. Hinterlegt ist die Grabungsfläche von 2019–21
 Kartengrundlage aus Fahlbusch 1984;
 Bearbeitung: J. Köhler

Einzelfällen fast auf dem Körper aufliegen oder über gespitzte Randlippen verfügen. Anhand von Vergleichsfunden lässt sich diese Gefäßkeramik in den Zeitraum ab um 800 n. Chr. mit einem Schwerpunkt im 9. Jahrhundert datieren. Die historische Überlieferung zur Gründungsphase der Stadt Wetzlar ist mit vielen Unklarheiten behaftet. Trotz zahlreicher fränkischer Ortsnennungen aus Schenkungsquellen an die Klöster Lorsch (Gründung 764) und Fulda (Gründung 744) im Altkreis Wetzlar stammt die urkundliche Ersterwähnung Wetzlars erst aus dem Jahr 1142. Daher postulierte man nur aufgrund von Überlegungen ortskundlicher und topografischer Art eine »fränkische Straßenfeste« zur Kontrolle des Lahnüberganges. Greifbare archäologische Indizien zur Genese der Stadt Wetzlar boten bisher nur die Grabungsbefunde aus dem in direkter Nähe zum aktuellen Untersuchungsgebiet liegenden Dom. Bei Untersuchungen in den 1950er-Jahren waren Fundamentreste eines Vorgängerbauwerks des 9. Jahrhunderts festgestellt worden. Der als einfache dreischiffige Pfeilerbasilika

interpretierte Bau wurde mit der im Oktober 897 geweihten Salvatorkirche gleichgesetzt, welche Graf Gebhardt aus dem Geschlecht der Konradiner gestiftet hatte. Diese Kirchengründung wird gemeinhin als eigentliche Keimzelle der Stadt angesehen. Erst um 1000 wurde diese Basilika infolge der Gründung des Marienstiftes durch die Konradiner zu einer Kirche im spätromanischen Stil aus- bzw. umgebaut und dominiert heute als Dom das Stadtbild. Von diesem spätromanischen Bau sind heute u. a. noch Teile der Westfassade, hier vor allem das Hauptportal (»Heidenportal«), erhalten. Durch die neuen archäologischen Untersuchungsergebnisse kann die Stadtgenese jenseits des Vorgängerbauwerks des »Wetzlarer Doms« konkretisiert werden. Der Pfostenbau und die Gruben bezeugen eindrücklich eine Ansiedlung bereits ab 800. Damit bestand rund 100 Jahre vor dem Bau der Pfeilerbasilika eine Ansiedlung auf dem »Domhügel«. Ob diese Siedlungsrelikte Zeugnisse der bislang nur postulierten »fränkischen Straßenfeste« sind, müssen zukünftige Untersuchungen klären.



SPUREN BARBAROSSAS – DER STAUFISCHE STADTAUSBAU AM ENDE DES 12. JAHRHUNDERTS

Der im Hochmittelalter einsetzende Ausbau der Stadt, verbunden mit der Ernennung zur Freien Stadt und Reichsstadt durch Friedrich Barbarossa I. um 1180, ließ sich bisher im archäologischen Befund nicht greifen. So galt die Existenz einer frühen Stadtbefestigung zur Stauferzeit (11. bis 12. Jahrhundert) nicht als gesichert, obschon eine solche anzunehmen war. Anhand der Topografie hatte Friedrich B. Fahlbusch 1984 deren Verlauf als ein mehr oder minder regelmäßiges Befestigungsoval um das Zentrum mit dem »Dom« postuliert (Abb. 2).

Die Grabungen im Bereich der ehemaligen Kindertagesstätte »Marienheim« lieferten nun erstmals den Nachweis einer stauferzeitlichen Befestigungsmauer mit daran anschließenden Gebäuden in massiver Ausführung. Die Erhaltungsbedingungen dieser frühen Stadtbefestigung verdeutlichen einmal mehr die Notwendigkeit der detaillierten archäologischen Untersuchung und Dokumentation. So

zeigte sich nach vorsichtiger Abnahme des Erdmaterials mit einem Bagger in einer Tiefe von etwa 2 m ein auffälliger streifenförmiger Befund von 2,20 m Breite, der ohne nennenswerte Unterbrechungen von Südosten nach Nordwesten über die gesamte Grabungsfläche verlief (Abb. 4). Die Anlage weiterer Schnitte ergab, dass hier ein Graben mit einem regelmäßig rechteckigen Querschnitt und einer durchschnittlichen Tiefe von 80 cm vorlag. Dieser war vollständig mit einem Konglomerat aus mittelgroßen Grauwackebruchsteinen, Mörtelbrocken sowie feinem Abbruchsediment verfüllt. Bei dem Befund handelte es sich um den komplett ausgeräumten und mit Abbruchmaterial verfüllten Fundamentgraben der staufischen Stadtmauer. Wohl aus praktischen wie auch finanziellen Überlegungen hatte man das Steinmaterial dieses älteren Befestigungswerkes vollständig für den Neu- und Erweiterungsbau der Stadtmauer während des letzten Viertels des 13. Jahrhunderts genutzt, welche nur rund 20 m in nördlicher Richtung – heute am südlichen Rand des »Rosengärtchens« gelegen – errichtet wurde (Abb. 3).

Abb. 3: Grabungsplan

Schematischer Plan ausgewählter Grabungsbefunde auf Basis funktioneller Gesichtspunkte
Aufnahme: P. Motsch;
Bearbeitung: J. Köhler



Abb. 4:
Stadtmauer

Blick nach Nordwesten entlang des ausgräumten Fundamentgrabens der staufischen Stadtmauer des 12. Jahrhunderts
Foto: J. Köhler

In unmittelbarer Nähe und auf gleichem stratigrafischem Niveau des staufischen Stadtmauerfundamentgrabens zeigten sich im östlichen Abschnitt die Fundamente von insgesamt zwei Gebäuden (Abb. 1). Zwar waren deren Fundamente unterschiedlich ausgerichtet, doch schlossen beide mit einer Seite direkt an die staufische Stadtmauer an. Diese bildete den nördlichen Wandabschluss der Gebäude – eine architektonische Besonderheit, die zu dieser Zeit durchaus gängig war. Aufgrund der schriftlich überlieferten Daten kann eine Datierung von Stadtmauer und Gebäuden ins letzte Drittel des 12. Jahrhunderts als gesichert gelten.

Die beiden rechteckigen Gebäude lagen im Abstand von etwa 4,50 m zueinander. Das westliche Gebäude II zeichnete sich durch sein sorgfältig gesetztes Mauerwerk aus, für dessen Errichtung man stark standardisierte Mauersteine ausgewählt hatte. Die Mauerstärke betrug 110 cm. Besonders auffällig war die schräg gesetzte oberste Steinlage des Fundamentvorsprunges, eine Zier, die dann »ungesehen« in der Baugrube verschwand. Der verwendete Mörtel ist durch eine hellgelbe Färbung und eine stark sandige Konsistenz charakterisiert. Der südwestliche Abschluss

des Gebäudes war durch frühere bauliche Eingriffe, vor allem durch den Bau der Kindertagesstätte »Marienheim« in den 1970er-Jahren, zerstört. Eine funktionale Einordnung des Gebäudes ist dadurch erheblich erschwert. Der Vergleich mit dem benachbarten Gebäude III erweckt beim Betrachter aufgrund der Dimensionen den Eindruck eines »herrschaftlichen« Gebäudes. Belege, um diese Annahme zu stützen, fehlen allerdings.

Das Fundament von Gebäude III war wesentlich einfacher ausgeführt. Es bestand aus unregelmäßigen Bruchsteinen, fast ausschließlich Grauwacken, die nur partiell geringe Bearbeitungsspuren aufweisen. Die Breite von knapp 70 cm entspricht dem gängigen Maß für mittelalterliche Gebäude. Etwa in der Mitte des westlichen Fundamentabschnittes zeigte sich deutlich eine Baufuge. Diese Unterbrechung im Fundamentgefüge setzte sich im Innenraum des Gebäudes durch eine Innenteilung in Form einer schmalen Mauer fort. Dies belegt eine architektonische Zweiphasigkeit des Gebäudes III, das wohl in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erheblich nach Süden erweitert wurde. Das schmale Innenfundament wird dabei wohl die ehemals südliche Abschlusswand gewesen sein.

Der Innenraum dieses Gebäudes zeigte eine dichte Innenstruktur mit Einbauten und mehreren Auffüllungen, die teilweise mit sterilen sandigen und verfestigten Erdböden abgedeckt waren. Dies bezeugt eine intensive Nutzung und bauliche Anpassungen über einen längeren Zeitraum, der nach Ausweis der Funde aus den obersten Auflageschichten bis in das 14./15. Jahrhundert reicht. Besonders aufschlussreich waren dabei grubenartige Vertiefungen, die zum Teil an in den Boden eingegrabene Gräbchen oder Kanäle, zum Teil mit einer Auskleidung aus flachen Steinplatten, angeschlossen waren. Diese wurden durch die Fundamente nach außen geführt.

Diese baulichen Strukturen verweisen auf ein ausgeklügeltes Wasserversorgungssystem mit Frischwasser, das wohl in eingegrabene hölzerne Becken geführt und nach Gebrauch einfach durch die hanggeneigten Kanäle »außerhäusig« abgeführt wurde. Hiermit in einem Zusammenhang zu sehen sind wohl auch die steingesetzten Kanäle und Gräbchen im Nordosten der Grabungsfläche.

Die beschriebenen Strukturen zeugen möglicherweise von einem wasserintensiven Handwerk. Gewerke mit einem hohen Wasserverbrauch sind zum Beispiel die Färberei und vor allem die Gerberei. In beiden Fällen mussten die Ausgangsprodukte in wassergefüllten Becken oder Bottichen bearbeitet werden. Eine bauliche Lösung für den Zu- und Ablauf des Wassers erwies sich dabei als überaus vorteilhaft. Im Bereich der Grabungsfläche kamen an verschiedenen Stellen Abfalldepots in Form von einfachen Gruben oder sekundär genutzten Zisternen zum Vorschein, deren Verfüllung sich durch einen hohen Anteil an Hornzapfen auszeichnete. In archäologischen Kontexten gelten diese als indirekter Beleg für Gerberei. Im Mittelalter war es üblich, das Tierfell mitsamt Schädel zu veräußern, da so Alter und Zustand des Tieres beurteilt werden konnten. Bei gehörnten Tieren verkaufte der Gerber anschließend das eigentliche Horn an Beinschnitzer weiter. Als unbrauchbarer Rest verblieben die Hornzapfen, die einfach entsorgt wurden.

Für den Zeitabschnitt des 12. Jahrhunderts innerhalb der Wetzlarer Stadtentwicklung deckten die Grabungen den genauen Verlauf eines Teilbereiches der staufischen Stadt-

mauer sowie die Reste zweier zeitgleicher Gebäude auf. Während die Funktion eines der Gebäude aufgrund der Überlieferungsbedingungen unklar blieb, deutet sich im Fall des direkt benachbarten Gebäudes III eine Interpretation als Haus eines Handwerkers an.

MITTELALTERLICHE ERWEITERUNGEN IN DER BLÜTEZEIT WETZLARS

Wachstum und Blüte der Stadt Wetzlar im 13. Jahrhundert verdeutlichen die massive Erweiterung des Stadtgebietes und der Neubau der Stadtbefestigung (Abb. 2). Allerdings gab es bisher kaum Hinweise auf die Nutzung und Bebauung des Stadtgebietes. Obwohl Stadtansichten aus dem 17. Jahrhundert eine dichte Bebauung illustrieren, ist der Bereich des Untersuchungsgebietes östlich des Doms auf jüngeren Karten und Ansichten aus dem 17.–18. Jahrhundert zumeist als unbebaut dargestellt (Abb. 5).

Die archäologischen Untersuchungsergebnisse geben jedoch ein deutlich anderes Bild wieder. So zeichnet sich vielmehr eine intensive wirtschaftliche Nutzung in Form von Kalkbrennöfen zur Mörtelherstellung und Flachsdarren in diesem Areal ab. Sehr prominent unter dem mittelalterlichen Befundkomplex ist ein großer Brennofen in der westlichen Grabungsfläche, etwa in der Mitte zwischen staufischer und »neuer« Stadtmauer (Abb. 3). Beim maschinellen Abtrag der oberen Bodenschichten war der ovale Befund mit dem beachtlichen Durchmesser von 6 m bereits durch das massive Auftreten von

Abb. 5: Stadtansicht

Historische Ansicht von Wetzlar nach Matthaeus Merian, *Topographia Hassiae* von 1646.

Grafik: <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/oa/id/2726>; Stand: 17.10.2006; Bearbeitung: J. Köhler

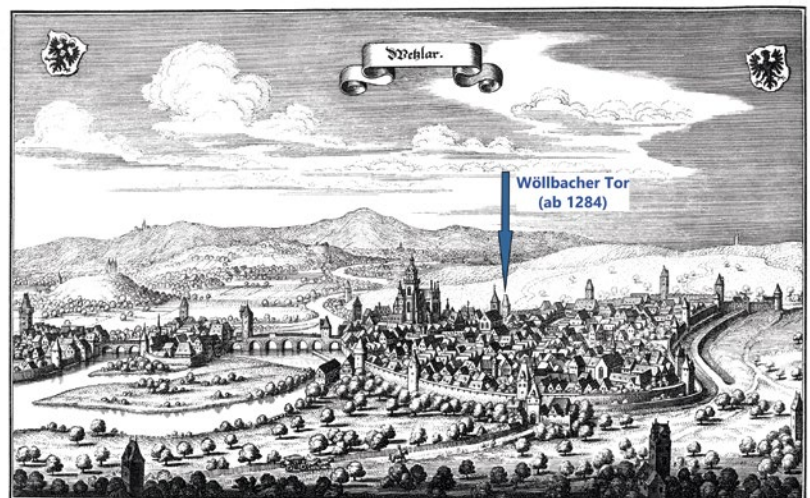


Abb. 6:
Kalkbrennofen
(Planum)

Aufdeckung des großen Ofens im ersten Bearbeitungsschritt: Anlage des Planums mit maschineller Hilfe
Foto: J. Köhler



Abb. 7:
Kalkbrennofen (Profil)

Profilschnitt. Im Sohlbereich Kalksteine und Branntkalk. Mittig eingestürztes Kuppelmaterial
Foto: J. Köhler



rötlichem oder orange-rötlichem Verziegelungsmaterial erkennbar gewesen (Abb. 6). Der Befund wurde planweise in Quadranten gegraben, wodurch die inneren Strukturen und der Aufbau des Ofens geklärt werden sollten. Der komplexe Randaufbau bestand aus einer rund 25 cm breiten Schicht aus sterilem, gelblichem Lehm als eine Art »Fundament« für die Kuppel. Daran schloss ein stark verkohltes Flechtwerk an, das auf der Innenseite durch eine kleine, recht lockere Steinsetzung unterstützt wurde. Dies ließ auf einen komplex gegliederten Kuppelaufbau schließen, der durch seine aufgrund des Durchmessers an der Basis erschließbare Größe hervorsticht.

Im Süden verjüngte sich die Form des Befundes deutlich. Hier lag der Zugang zum Ofeninneren, die »Ofenschnauze«. An einer Seite war noch eine sorgfältige Steinsetzung aus großformatigen Steinen erhalten. Der gesamte Bereich der »Ofenschnauze« wies auf dem Niveau der ehemaligen Oberfläche eine Ablagerung von pulvrigen Kalk auf einer Holzkohleschicht auf. Diese Beobachtung erlaubte Rückschlüsse auf die Funktion des Ofens. Das Süd-Nord-Profil offenbarte schließlich den Verfüllungsvorgang des Befundes (Abb. 7). Auf der Sohle waren nach Aufgabe des Ofens noch Reste der letzten Beschichtung aus schmierig-körnigem Kalk und ange-



glühten Kalksteinen liegen geblieben. Große Brocken aus orangem, veriegeltem Material direkt darüber waren eingestürzte Teile der Ofenkuppel (Abb. 7,1). Im Profil rechts oben schließlich kann man eine weitere Eingrabung mit lockerer Steinverteilung und veriegeltes Material im Bereich der Sohle erkennen (Abb. 7,2). Vermutlich handelt es sich hierbei um die Reste eines in der Größe reduzierten Brennofens. Direkt darüber erscheint eine Verfüllung mit Abfall (Abb. 7,3), die erst nach der Nutzung des Brennofens erfolgte. Die Reste von Kalk in Form von festen Steinen oder als »Kalkbrei« sind deutliche Hinweise auf die ehemalige Funktion als Kalkbrennofen.

Hierbei wird dem Kalkstein durch Feuereinwirkung Wasser und Kohlensäure entzogen (Kalkzination). Der dabei entstehende »Branntkalk« oder »Stückerkalk« dient dann nach dem »Löschen« und »Einsumpfen« als Ausgangsmaterial für Mörtel oder Tünche. Beides sind essenzielle Materialien für Steinbauten. Zwar war die Fundausbeute aus der Verfüllung dieses technischen Ofens erwartungsgemäß gering, die geborgenen Randscherben erlauben aber eine sichere Datierung in die Zeit um 1300. Ein Zusammenhang mit der zeitgleichen Großbaustelle in der Stadt Wetzlar zu dieser Zeit – die Erweiterung der Stadtmauer und möglicherweise der Ausbau des Doms – ist dabei offensichtlich.

**Abb. 8:
Stadtmauer**

Blick Richtung »Rosen-
gärtchen« mit der frei-
gelegten zweiteiligen
Fundamentkonstruktion
der Stadtmauer
des 13. Jahrhunderts
Foto: J. Köhler

**Abb. 9:
Fundamente der
hochmittelalterlichen
Stadtmauer**

Im Vordergrund Punktfundament mit sterilen Schichten darunter. Im Hintergrund die Fundamentbögen, darunter die »betonartige« Auffüllung. Markiert ist die Grenze zum sterilen Grundsubstrat.
Foto: J. Köhler



Die gesamte Nordgrenze der Untersuchungsfläche wird durch die im Bereich des »Rosen­gärtchens« bis auf die Fundamente abgetragene Stadtmauer begrenzt (Abb. 3). Durch Umplanungen der Bauausführung wurde deren vollständige Freilegung notwendig. Es zeigte sich eine ungewöhnliche Konstruktion, die so selbst bei einem schützenden Bollwerk nicht zu erwarten gewesen war (Abb. 8).

Auf der der Stadt abgewandten Seite wurde im abfallenden Hanggelände eine Mauer errichtet, die entgegen der sonst üblichen Konstruktionsweise mit einem breiten Fundamentsockel hier auf der beobachteten Länge auf Bogenfundamenten aus plattigen Grauwacken ruhte. Die Zwischenräume dieser Bögen wurden mit einer Mischung aus schluffigen und stark tonigen Komponenten mit eingelagerten Steinen unterschiedlicher Art ver­füllt, die man explizit für diese Verwendung hergestellt hatte. In trockenem Zustand war diese betonhart (Abb. 9).

In regelmäßigen Abständen, die teilweise an die stufige Hangneigung des Geländes angepasst wurden, errichtete man auf der der Stadt zugewandten Seite annähernd quadratische Punktfundamente mit einer Größe von 2,20 × 2,00 m (Abb. 9, Vordergrund). Die-

se Konstruktion ermöglichte eine material- und kostensparende Errichtung des Gesamt­bauwerkes. Vermutlich gewann man damit auch Zeit. Auf den Punktfundamenten standen oberirdisch wiederum leicht gespitzte Bögen, wie es noch der heutige Zustand im Bereich des Wöllbachertorstraße zeigt. Sie brachten zusätzliche Stabilität. Ob auf diesen Bögen ein Wehgang aus Holz verlief wie bei einer vergleichbaren Konstruktion in Bad Münstereifel (Kr. Euskirchen), muss leider offenbleiben.

Einen weiteren Baustein zur Siedlungsgenese im Altstadtbereich östlich des Doms liefern zwei mehrgliedrige Gebäude, die anhand ihrer Konstruktion und des Fundaufkommens in das 17.–18. Jahrhundert datiert werden können. Während ein Gebäude aufgrund von durchziehenden Entwässerungskanälen auf eine handwerkliche Nutzung und eine Mehr­geschossigkeit schließen lässt, gibt ein groß dimensionierter Bau mit umlaufendem Gang Anlass, hierin am ehesten einen Hospitalbau zu vermuten. Diese Befunde waren jedoch durch die jüngere Bebauung weitestgehend in ihrer Substanz zerstört, sodass nur weitere Untersuchungen diesen Abschnitt der Stadt­geschichte erhellen könnten.



Abb. 10:
Mittelalterlicher
Kugeltopf

Beispiel für das Fundmaterial: »Milchtopf aus einem Grubenbefund des 13./ 14. Jahrhunderts

Foto: J. Köhler

AUSBLICK

Das beschriebene chronologisch und strukturell vielseitige Befundspektrum sowie das umfangreiche Fundmaterial (Abb. 10), dessen Auswertung gerade erst am Anfang steht, belegen nachdrücklich die guten Erhaltungsbedingungen sowie die Dichte der erhaltenen archäologischen Befunde im Altstadt kern von Wetzlar. Der Nachweis einer ersten Ansiedlung um 800 und der tatsächlichen Existenz einer staufischen Stadtmauer mit daran anschließenden Gebäuden, die hochmittelalterlichen Industrieanlagen zur Mörtelherstellung für die wachsende Stadt wie auch die neuzeitlichen Gebäude verdeutlichen, in welchem hohen Maß archäologische Quellen einen Beitrag zur Rekonstruktion der Stadtgeschichte liefern können. Künftige Untersuchungen werden dieses Bild weiter vervollständigen.

LITERATUR

Matthias Austermann, *Die besondere Note der Brückstraße. Ausgrabungen im Gerberviertel (Bausteine und Fundstücke – Dortmund der Denkmalhefte 3, Dortmund 2013) S. 3–14.*

Friedrich Bernward Fahlbusch, *Wetzlar (Deutscher Städteatlas, Lieferung III, Nr. 10, Altenbeken 1984).*

Reinhold Schneider, Martina Weißenmayer, *Stadt Wetzlar (Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland – Kulturdenkmäler in Hessen, Darmstadt 2004).*

August Schoenwerk, *Geschichte von Stadt und Kreis Wetzlar (2. überarbeitete und erweiterte Aufl., Wetzlar 1975).*